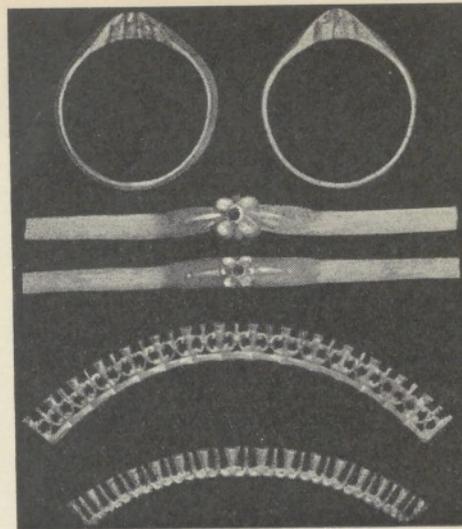


BEISPIEL. Links: Versilberter Goldring mit Brillanten und Brosche aus Silber mit Goldplatten und bunten Halbedelsteinen von Prof. Josef Hoffmann.

(Angefertigt in der Wiener Werkstätte.)

GEGENBEISPIEL. Rechts: Goldringe und fünfzehnsteinerige Brasselettenteile, maschinenmäßig gestanzt, als Beispiel der durchschnittlichen, allgemein gekauften Goldarbeiterware. Fasson- oder Kunstwert gleich Null.



GOLDSCHMIEDEKUNST.

Von den Menschen, die Schmuck tragen und auf die Quantität ihres Schmuckes, die Größe der Brillanten und die hohen Preise, die sie im Laden dafür bezahlt haben, stolz sind, ahnen die wenigsten, daß ihr Geschmeide in der Regel ein geistloses maschinelles Erzeugnis ist, zu Hanau a. M. als Massenartikel gestanzt und den Goldarbeitern zum ganz kunstlosen Fertigmontieren weit und breit geliefert wird, wie obiges Gegenbeispiel andeutet, daß also all die Kleinodien, wie hoch auch der Steinwert beziffert sein mag, künstlerisch betrachtet, wertlos sind und dem Träger solcher windigen Kostbarkeiten in gebildeten Augen das Zeugnis gelinder Barbarei und grober Geschmacklosigkeit ausstellen. Wenn sie anfangen, es einmal zu ahnen, dann erwachen mit der Kritik die höheren Ansprüche an wirkliche Handarbeit und künstlerischen Geschmack. Der herkömmliche Brillantenschmuck wird banal erscheinen, wenn die künstlerische Bildung, die vor allem um die technischen Herstellungsbedingungen, Material, Werkzeug und den davon abhängigen ästhetischen Möglichkeiten wissen muß, wieder Gemeingut geworden sein wird.

Man muß einen Blick in den großmütterlichen und urgroßmütterlichen Schmuckschatz werfen, um wieder einen Maßstab für die Kunst des Goldschmiedes zu gewinnen. Und hat man den Schatz durchwühlt, dann muß man die Porträte und Miniaturen unserer Vorfahren herbeiholen, die liebenswerten Frauen- und Mädchenbildnisse aus der Zeit um 1750—1850, um zu wissen, wie Großmutter und Urgroßmutter in ihrer Jugendzeit das köstliche alte Geschmeide getragen haben. Um die Kunst einer Zeit ganz zu begreifen, muß man auch die Kultur kennen, nebst dem Schaffen auch das Anwenden, weil das eine die Erfüllung des anderen ist. Eine geringe oder niedere Kultur wird keine nennenswerte Kunst nähren oder entwickeln können, andererseits läßt eine minderwertige Kunst auf keine erhebliche Kultur zurückschließen.

Wonach sich die Kunst heute sehnt und was ihr zum Gedeihen fehlt, besaßen unsere Vorfahren in der genannten Epoche reichlich genug, die allgemeine und persönliche Kultur, die ihre ästhetische Freude an den leiblich oder seelisch nützlichen Dingen auf die Gediegenheit der Arbeit und des Materials gründete, die darin und durch den Geschmack einer guten Anwendung künstlerischen Adel empfinden.

Der Künstler, der dem Leben diene, konnte nicht fehlgreifen. Wie trefflich wußten die klugen und feinen Mädchen und Frauen die Kunst des Goldschmiedes anzuwenden! Wie viel künstlerische Bereicherung hat dieser wieder von dem gebildeten Bedürfnis der Besteller empfangen! Das blaue Seidenkleid ist ausgeschnitten, um den freien Hals läuft eine Perlenschnur, oft mehrfach, von einer Schließe zusammengehalten, große, aber ungemein fein und leicht gearbeitete Ohrgehänge beanspruchen neben den einfachen Perlen erhöhtes Interesse ebenso wie die schön gefaßten Ringe mit Topas, Amethyst und Chrysopras.

Noch hat der Brillant nicht die Vorherrschaft, der später alles aus dem Felde schlug. Die ungleich vornehmere Perle mit ihrem milden zurückhaltenden Glanze stand obenan. Die einfache Perlenschnur war der fast einzig zulässige Schmuck für den offenen Hals, wie reich und mannigfaltig auch die sonstigen Schmuckformen, die Ohrgehänge, Armbänder, Ringe, Broschen, Schließen etc. sein mochten. Zum tief ausgeschnittenen Kleid gehörte kein Halsschmuck, der eine nähere Besichtigung erforderte. Der edle Anstand in diesen Dingen gab der Perle den Vorzug, die auch in der Distanz gut sichtbar bleibt und deren ruhige Schönheit dem menschlichen Antlitz zu statten kommt, weil sie selbst zugleich so anspruchslos ist.

Der Halbedelstein ist noch in hohen künstlerischen Ehren. Seine Farben und Leuchtkraft, die Möglichkeit, ihn zu schneiden und den besonderen Absichten des Goldschmiedes dienstbar zu machen, haben ihm dauernder als dem Diamanten die Liebe des Künstlers gesichert und des Kunstfreundes, der im Schmuck nicht in erster Linie den bloßen Materialwert, sondern den Wert der künstlerischen Arbeit schätzt. Demgemäß ward auch das Edelmetall behandelt, Gold und Silber, nicht als breite, kostspielige Auslegung eines hohen Geldwertes, sondern als Material von köstlicher Eigenschaft, weich, biegsam, dehnbar, unverwüstlich und von edlem Glanze, einen besonderen Wert erst von der sachgerechten Arbeit und von der Fasson empfangend. Zu welcher Feinheit und Freiheit der Formensprache die Geschmeidigkeit des Materials befähigte, zeigen diese älteren Goldschmiedearbeiten am besten in den Schmuckstücken der Groß- und Urgroßeltern, in den feinen und leichten Fassungen der Halbedelsteine, in der übergroßen Mannigfaltigkeit der Formen, die das Ergebnis einer gedankenreichen und persönlich